Ueber

die Einheit Italiens.

Vortrag gehalten zu Düsseldorf
am 1. März 1859

von

Joh. Wilh. Loebell,
Geh. Reg. Rath und Professor der Geschichte zu Bonn.

Auf mehrfaches Verlangen dem Druck übergeben.

Bonn 1859.
Henry & Cohen.

Ueber

die Einheit Italiens.

Vortrag gehalten zu Düsseldorf
am 1. März 1859

von

Joh. Wilh. Loebell,
Geh. Reg. Rath und Professor der Geschichte zu Bonn.

Auf mehrfaches Verlangen dem Druck übergeben.

Bonn 1859.
Henry & Cohen.

Ueber

die Einheit Italiens.

Vortrag gehalten zu Düsseldorf
am 1. März 1859

von

Joh. Wilh. Loebell,
Geh. Reg. Rath und Professor der Geschichte zu Bonn.

Auf mehrfaches Verlangen dem Druck übergeben.

Bonn 1859.
Henry & Cohen.

Da von dem folgenden Vortrage vorher nichts auf das Papier gebracht war, er daher nachträglich nur aus dem Gedächtniß niedergeschrieben werden konnte, wird es an einigen Abweichungen nicht fehlen. Aber sie können nur unbedeutend sein, und auch die sehr wenigen Zusätze, die einzufügen pas=send schien, sind unerheblich. Zu mehreren

und größeren bot sich freilich viele Gelegenheit dar, aber das Ganze durfte nicht herausgehen aus der Art und Form eines populären, innerhalb der beschränkten Zeit einer Stunde abzurundenden Vortrags.

Hochverehrte Versammlung!

Daß fremde Kriegsheere einem Volke die Freiheit und Einheit, die ihm mangeln, nie bringen werden, ist eine Wahrheit, die Keiner bezweifelt. Sie liegt so in der Natur der Sache, daß es nicht erst historischer Beweise dafür bedarf. So wird denn auch kein Verständiger die Begründung der Unabhängigkeit und Einheit Italiens erwarten von einer fremden Macht, mag sie von Westen kommen oder von Osten.

Aber es gibt sehr edle und zugleich sehr gutmüthige Seelen, die da meinen: wenn nur die Fremden erst einmal Italien ganz geräumt und

es sich selbst überlassen haben, wird es nicht nur Unabhängigkeit sondern auch die ersehnte Einheit erlangen. Nach einiger Zeit werden, von denselben Gefühlen getrieben, die Italiäner aller Landschaften einander wie Brüder in die Arme fallen und fortan Glieder nicht bloß eines und desselben Volkes sondern auch eines und desselben Staates sein.

Welche Aussicht auf Erfüllung einer so glänzenden Hoffnung in den geschichtlichen Verhältnissen liegt — das ist es, was in dieser Stunde mit mir zu betrachten, ich Sie einlade.

Vor allem werden wir sehen müssen, auf welcher Grundlage diese Hoffnung ruht. Es ist keine besondere, es ist eine aufs Allgemeine gehende Vorstellung, die man zuweilen ausdrücklich ausgesprochen, häufiger ihre Richtigkeit stillschweigend vorausgesetzt findet. Wir werden sie folgendermaaßen formuliren können. „Der rechte, naturgemäße, den Gesetzen der geschichtlichen

Entwickelung angemessene Zustand ist die Uebereinstimmung von Land, Volksthümlichkeit und Staat, d. h., daß in einem von natürlichen Grenzen umschloßnen größern Lande ein Volk derselben Art und Sprache wohnt, welches ein und dasselbe Staatsganze bildet. Nur in dieser Einheit kann ein Volk sich zu dem höchsten Grade der nach seiner Eigenthümlichkeit möglichen Vollkommenheit ausbilden. Daher ist das Streben nach einer solchen Einheit, wo sie noch nicht vorhanden und erreicht ist, ein so natürliches. Auch hat es in allen europäischen Culturländern sein Ziel schon erreicht bis auf Deutschland und Italien."

Diese Behauptung enthält ohne Zweifel manches Wahre, und was besonders das auf gewissen Stufen der Volksentwickelung nothwendige S t r e b e n nach jener Einheit betrifft, wird man ihr nicht anders als beipflichten können. Wie sehr empfinden wir dies nicht als Deutsche!

Wie sehr erfreut uns nicht das in diesen jüngsten Tagen so lebhaft sich aussprechende Gefühl des nationalen Zusammenhangs aller Deutschen!

Damit ist aber noch keineswegs die unbedingte Richtigkeit aller in jenem Ausspruche liegenden Voraussetzungen zugestanden. Vielmehr entstehen dabei für den kaltblütigen historischen Forscher manche Bedenken, die ich, da sie mit dem Inhalte dieses Vortrags in unmittelbarem Zusammenhang stehen, zunächst aufzuzählen habe.

Erstens. Es ist keineswegs gegründet, daß die natürliche Bewegung in der Völkergeschichte überall auf Einheit geht. Vielmehr ist der primitive Zustand der Völker das besondere Dasein einer Reihe einzelner kleiner Stämme ohne äußerlichen Zusammenhang. Wo die Ueberlieferung von einer gemeinsamen Abstammung dieser einzelnen Volksbestandtheile spricht, ist dies in der Regel auf eine Vorstellung zurückzuführen, die erst entstand als eine Verbindung schon erfolgt war,

und das Einheitsbewußtsein, welches Product einer geschichtlichen Entwickelung war, von einem Naturfactum abgeleitet werden sollte. Sagt man, die Vereinzelung sei eben das Ursprüngliche und Früheste, im Fortgang der Geschichte sei aber die Richtung auf Einheit die vorherrschende geworden: so ist darauf zu erwiedern, daß doch auch wieder zuweilen ein durchgreifender Rückschlag eingetreten ist, der eine neue große Spaltung und Vereinzelung erzeugt hat. Die Strömung der Geschichte, werden wir sagen müssen, erscheint als eine doppelte: die eine geht auf Vereinigung, die andere auf Trennung.

Zweitens. Die Einwirkung der Natur zeigt sich oft — und zwar in den vorzüglichsten Culturländern am meisten — als eine die Sonderung begünstigende dadurch, daß die räumliche Beschaffenheit der Länder die Trennung der Stämme befördert.

Drittens. Eine tiefe Verschiedenheit unter

den in demselben Lande wohnenden Menschenstämmen legt zuweilen der Erreichung des Einheitszieles große, ja fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Man sagt zwar, der gebildetere Stamm wird und muß nach einiger Zeit sich den ungebildetern assimiliren. Dies ist aber keinesweges immer der Fall gewesen.

Viertens. Es ist eine durch Nichts zu erweisende Hypothese, daß alle Völker in allen Zweigen ihrer geistigen Thätigkeit das Vollkommenste in der Einheit erreichen. Vielmehr haben wir dies in der Geschichte mehr als einmal gerade durch die individuelle Sonderung einzelner Volkstheile erzeugt gesehn.

Fünftens. Das Zusammenwachsen der Staaten aus kleinern und getrennten Bestandtheilen ist nicht alleiniges Product der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer brüderlichen Vereinigung. Ohne Zweifel hat diese zuweilen mitgewirkt, aber nirgends ist die Ver-

schmelzung zu Stande gekommen ohne den Einfluß von Begebenheiten und Umständen, die fast für jeden einzelnen Fall besondere sind. Wenn man daher aus dem gegenwärtigen Zustande von Europa den Schluß zieht, daß der Einheitsstaat die Regel, die Trennung die Ausnahme sei; so ist dies eben nur factisch richtig, nicht für die innere und allgemeine Nothwendigkeit der geschichtlichen Bewegung. In Bezug auf diese werden wir vielmehr sagen müssen, so parador es klingen mag, die Vereinzelung ist die Regel, der Einheitsstaat die Ausnahme. Nur hat ein glückliches Geschick gewollt, daß durch eine Reihe besonderer zufälliger Umstände die Ausnahmen zahlreicher sind, als die aus der Regel abzuleitenden Fälle.

Lassen Sie mich nun durch einen raschen Ueberblick der wichtigsten Erscheinungen der europäischen Geschichte, in welchen unser Gegensatz hervortritt, die Beweise für meine Behauptungen andeuten.

Gleich das erste europäische Land, in welchem sich die Cultur, und auf die großartigste Weise entfaltet hat, die griechisch-türkische oder Hämus-Halbinsel bietet zu mehreren der aufgestellten Sätze die augenscheinlichsten Belege dar. Wir finden dort heut zu Tage ein Völkergemisch aus den osmanischen Erobern, aus Griechen, aus Stämmen slavischer, tatarischer und noch anderer Abkunft, welches, selbst ohne Rücksicht auf die tiefe religiöse Kluft, die Verschmelzung hindert. Aber diese Verschiedenheit ist nicht bloß eine Erscheinung der neuern Zeit. Schon im hohen Alterthum lebten dort außer den Griechen barbarische Völker, Thracier und Illyrier, und selbst der hellenischen Geistesgewalt, die wir wol die größte nennen dürfen, mit der je ein Volk ausgerüstet war, ist es nicht gelungen jene Stämme zu ihrer Volksthümlichkeit herüber zu ziehen. So blieb die verhängnißvolle Trennung, nahm sogar noch immer mehr zu, und übte auf die

Schicksale des ganzen Landes den größten Einfluß durch alle folgenden Jahrhunderte. Im Süden der Halbinsel, wo die Hellenen allein wohnten, hat die Natur, durch eigenthümliche Bildung und Gliederung der das Land durchziehenden Berggruppen und durch das Eindringen des Meeres in tiefe Buchten, zur Sonderung des Volkes in einzelne Stämme und Landschaften vollen Anlaß gegeben. Dadurch entwickelte sich eine große Mannigfaltigkeit der Bildung. Daß der Dorier anders geartet war wie der Ionier, der Spartaner wie der Athener, dies hat nicht wenig beigetragen zu der Fülle, der Bedeutung, dem Glanze jener Culturerscheinungen, die wir theilweise noch immer, wie sehr wir auch durch unsere erleuchteten religiösen Ueberzeugungen über das Heidenthum jenes Volkes hinausgeschritten sind, als unerreichte Vorbilder verehren müssen. Wer möchte wol sagen, daß die

Hellenen, wenn sie zu einem Gesammtvolke zusammengeschmolzen wären, und ihre Bildung von einem Centralpunkte ausgegangen wäre, noch Größeres geleistet haben würden!

Aber, ruft man uns zu, nur weiter nach Westen! Die Geschichte ist von Osten nach Westen fortgeschritten. So wie wir nun nach der zweiten der gesegneten südeuropäischen Halbinseln übergehn, finden wir dort im Alterthum durch die Römer eine feste Vereinigung der früher getrennten und sehr verschiedengearteten Bewohner zu einer und derselben Sprache und Nationalität und zu einem und demselben Staatsganzen vollzogen. Ja über die italiänische Halbinsel weit hinaus ist diese Vereinigung verbreitet worden. Eine allerdings vollkommen begründete historische Thatsache. Die Stadtgemeinde Rom hat sich erst Italien, dann eine Reihe anderer Länder nicht nur mit den Waffen, sondern auch geistig völlig unterworfen. Aber steht denn nicht

eine solche Verbindung zweier Begabungen, der einen für den Krieg, der anderen für staatliche Organisation, wie sie die Römer besaßen, einzig da in der Weltgeschichte? Besonders in der letzteren kann man die Römer unerreicht nennen. Und läßt sich nun davon wol eine allgemeine Regel für die Völkerentwickelung hernehmen? Ferner schießt ja aber jenes Beispiel über das Ziel hinaus; es ist ja eben nicht ein Zusammenfassen von Land, Volk und Staat, welches durch die Römer erzeugt wurde. Nicht im Sinne der Identität wie Land und Volk sind durch die Ausbreitung der Römerherrschaft große geschichtliche, bis auf die neueste Zeit dauernde Zustände hervorgerufen worden, sondern gegen diesen Sinn und gegen diese Richtung. Außer Italien sind Gallien und Spanien neurömische oder romanische Länder, das heißt solche, wo der alten Volksthümlichkeiten ein höchst bedeutendes römisches Gepräge aufgedrückt ist, geblieben, und

der bald laute, bald stille Kampf zwischen dieser Zusammengehörigkeit des romanischen Wesens auf der einen, und des germanischen auf der anderen Seite, ist einer der wichtigsten Angelpunkte um den sich die Weltgeschichte dreht bis auf den heutigen Tag.

Diese große Volks- und Sprachenverschmelzung hat jedoch nicht verhindert, daß, als das westliche Römerreich zerschlagen worden war, eine volle auf Trennen und Individualisiren gehende Richtung der Geschichte eintrat. Auf die Spitze wurde sie getrieben durch den in den Reichen der germanischen Eroberer in Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland, England sich entwickelnden Feudalismus. Der Feudalismus ist kein einendes, sondern ein trennendes Prinzip, denn er ist nicht der Staat, sondern der Nicht-staat. Der Staat nämlich will zwar die Bedeutung und die Kraft der Persönlichkeit nicht aufheben, wol aber will er sie unterordnen dem

höhern, allgemeinen Gesetz, welches er in sich trägt und darstellt. Der Feudalismus hingegen weiß von dieser Allgemeinheit nichts, er ist ganz auf Persönlichkeit gebaut; die Verhältnisse verschiedener Persönlichkeiten zu einander, die Verpflichtungen, welche sie gegen einander, nicht gegen das Allgemeine haben, machen und tragen ihn. Er leistete die ersprießlichsten Dienste in einer Zeit wo ohne ihn die Gesellschaft ganz auseinander gefallen wäre. Als aber in dieser durch die fortschreitende Entwickelung ein wirkliches Staatsband nöthiger und immer nöthiger wurde, entstand ein Kampf zwischen diesem nothwendigen Streben und dem Feudalismus, in welchem dieser sich mit der größten Zähigkeit vertheidigte, und hier und da noch immer zu vertheidigen strebt. Endlich trug allerdings das Staatsprincip in den meisten Ländern den Sieg davon, welches aber auch geschehen konnte und geschehen ist, ohne daß damit zugleich die Einheit von Land,

Volk und Staat eintrat, wie umgekehrt zu dieser Einheit schon die größten Schritte geschehen waren, als feudale Verhältnisse noch sehr mächtig einwirkten. Daß, wo die Abrundung erfolgte, ganz eigenthümliche Verhältnisse das Meiste thaten, will ich nun bei den geschichtlich wichtigsten der europäischen Cultur- und Einheitsstaaten, so weit es sich mit wenigen Worten thun läßt, nachweisen.

In Frankreich ist die Einheit ganz durch das Königthum erlangt und repräsentirt. Es war dort im zehnten und elften Jahrhundert schwächer als sonst irgendwo. Es standen neben den Königen Herzoge und Grafen, die eben so mächtig, ja wol noch mächtiger waren als der König selbst. Und niemals hätte sich Frankreich zu einem größern mächtigen Einheitsstaate verbunden ohne eine Reihe günstiger Umstände, welche die Könige ein halbes Jahrtausend hindurch ihrem Ziele der Alleinherrschaft über das Ganze

immer näher brachten, und sie es endlich völlig erreichen ließen. Langsam und allmählich brachten die Könige ein großes Vasallengebiet nach dem anderen an sich, indem sie es theils als eröffnetes Lehen einzogen, theils eroberten. Die Vasallengebiete, in welche Frankreich sonst getheilt war, verwandelten sich in lauter Königsgebiet, und dies Königsgebiet wurde Frankreich. Es ist wahr, daß die Sympathien der Nation, welche das Joch ihrer Feudalherren gern abschütteln wollte, dem Streben der Könige hülfreich entgegen kam, aber ohne die ungemein glücklichen Gelegenheiten zu Lehnseinziehungen würde jene Sympathie wenig gefruchtet haben. Und als die Einigung erreicht war kamen ihrer Befestigung und Verstärkung zwei im französischen Nationalcharakter wurzelnde Erscheinungen zu Hülfe. Erstlich sind bei den Franzosen politische Freiheit und Volksrechte, wenn sie einmal dem Absolutismus abgerungen schienen, im-

mer so schnell in bodenlose Anarchie umgeschlagen, daß diese, sich in sich selbst zerstörend, schnell einem neuen und kräftigen Absolutismus Platz machte, und da ein solcher seiner Natur nach von ungleich längerer Dauer ist als die Anarchie, hat er die Bande der Einheit immer straffer anziehen können. Die beiden letzten Menschenalter haben davon mehr als eine Erfahrung gemacht. Zweitens fühlte sich kein anderes Volk für den Verlust politischer Freiheit durch den Glanz der Krone und den Ruhm der von ihr ausgegangenen Thaten so entschieden getröstet wie die Franzosen. Jeder glaubte daß ein Stück dieses Ruhmes auf ihn übergehe, jeder sonnte sich in diesem Glanze, wie er sich im Glanze der Litteratur und der Künste sonnt, die in der Zeit ihrer gefeiertesten Epoche vom Hofe auszugehn und durch dessen Schutz allein zu gedeihen schienen. So treibt hier Alles, treiben die nationalen Eigenthümlichkeiten zur Einheit.

Wie ganz anders ist die Einheit Englands entstanden, und zu welch einem ganz anderen Ziele ist hier die Nation durch sie gelangt! Als im elften Jahrhundert Herzog Wilhelm von der Normandie durch Eroberung König von England wurde, begründete er zwar durch die Vertheilung des Landes unter die angesehensten seiner normannischen Kriegsgenossen dort erst den eigentlichen Lehnsstaat, aber unter so besonderen Verhältnissen, daß er sich ganz anders entwickeln mußte wie auf dem Festlande. Keiner der großen Vasallen erhielt einen so bedeutenden Besitz, daß einer oder einige wenige derselben dem Könige allein hätten trotzen können in den Kämpfen zwischen der Krone und den großen Lehnsträgern, die auch hier nicht ausblieben. Vielmehr war es nöthig, daß sie sich sämmtlich an einander schlossen und zusammen hielten. So bildete sich, im Gegensatz zu den sonstigen Folgen des Feudalismus, ein dem Staatsleben förderlicher Corpo-

rationsgeist aus; der Einzelne lernte sein Interesse dem eines großen Ganzen unterordnen. Es wäre aber noch nicht Alles gewonnen gewesen, wenn dieser Einigungsgeist, wie es leider auf dem Festlande fast immer der Fall war, als der Geist eines abgeschlossenen Standes sich dem noch weit höheren Interesse der ganzen Nation auf die Dauer selbstsüchtig gegenüber gestellt hätte. Dies wurde aber schon durch die Lage und die Verhältnisse des übrigen, zum allergrößten Theile dem angelsächsischen Stamme angehörigen Volkes verhindert. Es hatte sich in diesem zu viel Freiheitssinn und zu viel Selbstgefühl erhalten, als daß man es unbedingt hätte beherrschen können. Auch gelangte der hohe Adel in England immer mehr zu der Einsicht, daß es nicht einmal sein Vortheil sei, die übrige Nation, namentlich den niederen Landadel und die Bürger der Städte, zu unterdrücken oder unterdrücken zu helfen, da sie ihm in seinem

Kampfe gegen die Krone als Bundesgenossen höchst nützlich sein konnten. Zugleich aber wurde von allen Ständen auf die Krone geblickt, als auf den besten und festesten Ring der Verbindung Aller. Zwar suchte die Krone zuweilen die Grenzen der ihr durch die Gesetze gegebenen Befugnisse zu überschreiten, aber die dadurch hervorgerufenen Kämpfe endeten zuletzt nie, weder mit ihrer Vernichtung, noch mit ihrer Verwandlung in Tyrannengewalt. So bildete sich in England mit der Einheit zugleich die Freiheit aus, deren Verschlingung sonach auch eigenthümliche historische Grundlagen hat.

Auch in Spanien wurden während des Mittelalters Trennung und Vereinzelung durch den Feudalismus gefördert. Als Ursachen der am Ende des funfzehnten Jahrhunderts hervortretenden Einheit sieht man theils die durch eine Heirath vermittelte Verbindung der Reiche von Castilien und Aragonien, theils die im ersteren

zugleich erfolgte Erhebung der Königsmacht über den Lehnsadel an. Und diese Umstände sind ohne Zweifel die äußeren und sichtbarsten Factoren der Einheit. Indeß würde das Einheitsgefühl in den Spaniern schwerlich feste Wurzeln geschlagen haben, wenn nicht noch ein besonderer fest bindender Kitt dazugekommen wäre. Dieser bestand in der großen Gemeinsamkeit des Religionskampfes der Christen gegen die Mauren. Acht Jahrhunderte dauerte dieser Kampf. In seinen Schicksalswendungen lag das Verhängniß der Nation, aller Spanier. Wie dadurch das Gefühl der religiösen Einheit besonders stark wurde und sich erhielt, lange nachdem die letzten maurischen Burgen gefallen waren, so auch das der politischen Einheit, welches zu großen rühmlichen Thaten begeisterte.

Wenn nun solche oder ähnliche zur Einheit leitende Umstände in der Geschichte Italiens seit dem Untergange der Römerherrschaft, noch be-

stimmter, seit dem Untergange der kurzen ostgothischen, nicht zu finden sind, so ist damit schon in negativer Weise der Beweis geführt, daß die Schicksale Italiens Land und Volk nicht zur Zusammenschmelzung führten. Aber dieser Beweis läßt sich durch einen positiven noch sehr verstärken. Es finden sich nämlich in den Schicksalen Italiens seit jener Epoche fortwährend Keime der Spaltung, der Trennung, der Bildung besonderer Formen und Gestalten, bald dieser bald jener Art. Was in anderen Ländern einigte, trennte hier. Das läßt sich besonders vom Königthum sagen. In Frankreich, England, Spanien und anderen europäischen Ländern war das Königthum ein verbindendes, die einzelnen Glieder vereinigendes Princip, in Italien hat es Spaltungen erzeugt und genährt.

Schon daß die Longobarden sich nicht die ganze Halbinsel unterwerfen konnten, war Schuld, daß einzelne Landschaften sich in völliger Tren-

nung von dem die übrigen Theile umfassenden Staatsganzen entwickelten, und die Eroberung des Longobardenreiches durch die Franken konnte eine italienische Einheit schon darum nicht schaffen, weil Italien dadurch eben nur Theil eines großen auch andere Länder umfassenden Reiches wurde. Und als es nun durch das Zerfallen desselben, des großen Karolingischen, selbstständiger Herr und Meister seiner Schicksale geworden zu sein schien, da begannen Selbstsucht und Sonderungsgelüste ihr unseliges Spiel zu treiben. Wenn eine Partei der Großen sich einen Fürsten aus der Fremde holte und ihn mit der Königskrone schmückte, holte eine andere einen andern, da beide die Könige nur als Werkzeuge für ihre eigenen Zwecke gebrauchen wollten. So wurde nothwendig die Herrschaft eines Jeden eben so unfest und schwankend wie die seines Nebenbuhlers. Wenn es den mächtigen römisch-deutschen Kaisern der sächsischen, salischen,

hohenstaufischen Dynastien auch gelungen wäre, eine feste und sichere Herrschaft über die ganze Halbinsel zu gründen und zu behaupten, würde Italien zwar ein monarchisch regiertes alle seine Bestandtheile vereinigendes Land geworden sein, aber doch kein selbstständiges, sondern wieder nur Glied oder Anhang eines fremden. Doch würde auch dies den Italiänern haben frommen können, insofern es sie, wenn auch zuerst nur unter einem fremden Scepter, vereinigt hätte. Wenn in einer spätern Entwicklungsperiode der Unabhängigkeitsdrang sie vom deutschen Reiche losgemacht hätte, würden sie sich doch als ein Ganzes losgerissen haben. Oder wenn sie, dem Streben der Deutschen sie an ihr Reich zu ketten sich widersetzend, diesen Kampf mit vereinigten Kräften geführt hätten, würde auch aus dieser Gährung ein einiges Italien haben hervorgehen können. Aber es geschah keines von Beiden. Die Kraft des Widerstandes gegen die deutschen An-

sprüche und Versuche sie geltend zu machen war in den Städten, die sich mehr und mehr republicanisch ausbildeten, und einen bewunderungswürdigen Muth in diesem Widerstande entfalteten, aber unter ihnen selbst war Hader und Zwiespalt. Weil ein großer Theil dieser Städte, die guelfischen, sich den Kaisern mit der größten Anstrengung widersetzten, hielten, aus Eifersucht und Haß gegen sie, andere, die ghibellinischen, es mit den Kaisern. So entzündete sich diese Flamme des guelfischen und ghibellinischen Parteihaders, griff immer weiter um sich, und ras'te noch Jahrhunderte, nachdem die Kaiserherrschaft in Italien schon ihr Ende erreicht hatte, unter den Städten und innerhalb ihrer Mauern. In den mannigfaltigsten Gestalten erhob der Parteigeist sein Haupt, und fraß sich tief ein in die Gemüther. So war das Königthum in Italien zu einer Fackel der Zwietracht geworden. War doch auch die Staatenform in den Gliedern der Ei-

nigung gegen die Deutschen, soweit sie vorhanden war, die der freien Stadtgemeinde, die ihrer Natur nach entschieden zur Sonderung und Abgeschlossenheit hinneigt. Im südlichen Italien hatte sich allerdings ein Königreich gebildet, das sicilische, die Insel Sicilien und Neapel umfassende Reich, welches durch eine sich entwickelnde Festigkeit der monarchischen Regierung der Zerrissenheit des übrigen Italiens gegenüber einen bedeutenden Einheitskern hätte bilden mögen. Aber das dort herrschende Geschlecht, welches diese Grundlagen gelegt hatte, war das der Hohenstaufen, und die Päpste ruhten nicht eher als bis sie einen französischen Prinzen vermocht hatten, das Land jenem, von ihnen als erbfeindlich betrachteten Hause zu entreißen. Darüber wurde aber auch das Reich selbst aus einander gerissen, Sicilien von Neapel getrennt, und in Neapel wüthete ein heftiger Bürgerkrieg, da eine andere französische Fürstenlinie jener

früheren das Land streitig machte, und ein Theil des Adels für die eine, ein anderer für die andere Partei nahm. So also Trennung und Zerrissenheit innerhalb der Trennung.

Handel und Seemacht waren in mehreren Republiken Italiens zu hoher Blüthe gelangt, aber auch diese Elemente einer friedlichen Entwickelung wurden Anlaß und Stoff für Zwietracht und heftige Feindschaft. Venedig und Genua rangen mit einander in langen mit der höchsten Erbitterung geführten Kämpfen. Italiänischen Kräften gegenüber rieben sich italiänische Kräfte auf. Andere Republiken verwandelten sich in Alleinherrschaften; die Tyrannen, die ihre Mitbürger geknechtet hatten, oder ihre Abkömmlinge, richteten ihre Waffen gegen andere noch republicanische oder auch schon unter Einherrschaft gekommene Gebiete. Von besonderem Ehrgeiz Getriebene dachten auch wol daran, sich ein Stück der Halbinsel nach dem anderen

und so zuletzt ganz Italien zu unterwerfen. Aber keine solche Absicht näherte sich auch nur der Ausführung, und aus dem natürlichen Streben, gegen solche Zwingherren Unabhängigkeit zu behaupten, wuchsen der Erhaltung des gesonderten Daseins neue Kräfte zu. Im funfzehnten Jahrhundert war es das Ziel der besonnensten Staatsklugheit geworden, unter den damaligen fünf Hauptmächten Italiens, Mailand, Venedig, Florenz, dem Kirchenstaat und Neapel ein Gleichgewicht zu erhalten, welches allen die Unabhängigkeit sichern sollte, ein politisches Bestreben, welches später dem berühmten System des europäischen Gleichgewichts zum Vorbild gedient hat. So war also in Italien wiederum was der Freiheit als Schutzwehr dienen sollte, eine Befestigung der Trennung.

Dazwischen tönen denn allerdings zuweilen Stimmen, welche zur Einigkeit mahnen und Einheit herbeiwünschen. Dante hat ein eigenes

Werk geschrieben, um zu zeigen, daß die Trennung Italiens in so viele kleine Staaten die Ursache der Zwietracht und der beständigen Kriege sei, welche die Kräfte der Nation verzehrten. Darum will er eine oberherrliche Macht anerkannt wissen, von der die kleinen Staaten neben der Erhaltung ihrer besonderen Freiheit abhängig sein sollten. Von welcher Art soll aber diese oberherrliche Macht sein? Es ist die ideale Vorstellung von einer großen christlichen Weltmonarchie, in der die weltliche Gewalt sich in den Händen des römischen Kaisers befindet, die er zur Erreichung jenes Zweckes verwirklicht sehen, sonach ein Gebäude aufgerichtet haben will, welches weder eine nationale noch eine geographische Grundlage hat, sondern eine über beides weit hinausschreitende. Das Ideale wird hier zum Phantastischen.

Aber während sich die italiänischen Staaten fortwährend bekämpften, im Innern der Städte

der Parteihader nicht ruhte, die edlen Geschlechter und eine Volkspartei um die Herrschaft rangen, und unter jenen wiederum einzelne Familien einander mit unauslöschlichem Hasse verfolgten, stand die Culturentwickelung keineswegs still. Vielmehr erreichte sie in der Mitte aller dieser blutigen Zwistigkeiten eine glänzende Höhe. Und zwar war sie, wie im alten Griechenland, hervorgetrieben aus dem besondern Boden der einzelnen Landschaften und Städte mit stark individueller Färbung. Wie sich in der großen Zahl der italiänischen Republiken eine Fülle verschiedenartiger Formen der Verfassung zeigt, so ist es auch in den Künsten. Ich will hier nur an die große Verschiedenheit in der Ausbildung und Richtung der italiänischen Malerschulen erinnern. Die sich bald nach der einen, bald nach der anderen Seite hinwendenden Bestrebungen derselben, ihre einander gegenseitig ergänzende Vielseitigkeit wurzeln in der Besonderheit der Land-

schaften und Städte. Hier hat also recht augenscheinlich der natürliche Geist der Geschichte in das Besondere eine Trefflichkeit und Vollkommenheit gelegt, die durch eine nationale Einheit schwerlich jemals erreicht worden wäre.

Trotz seiner Zerrissenheit hatte sich Italien der Herrschaft der römisch-deutschen Kaiser, als diese auf der Höhe ihrer Macht standen, erwehrt. Aber das aufreibende Spiel der athemlos bewegten vereinzelten Kräfte führte doch allmählich eine solche Erschlaffung und einen solchen sittlichen Verfall herbei, daß der Einmischung der habgierigen Fremden Thür und Thor geöffnet war, und schöne Provinzen ausländischen Königen zur Beute wurden. Wieder riefen Italiäner fremde Fürsten herbei, um sich ihrer als Werkzeuge für ihre selbstsüchtigen Zwecke zu bedienen; aber bald faßten die Fremden festen Fuß, und wenn sie ihre Herrschaft nicht weiter und weiter verbreiteten, so waren

es weniger die Italiäner selbst, die sie daran verhinderten als andere Fremde, welche ihnen die Beute streitig machten. Vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts kämpfte Frankreich um italiänische Provinzen gegen Oesterreich, und noch mehr gegen Spanien. Damals trat Oesterreich aus diesem Kampfe zurück, Spanien aber behielt die Oberhand, und die Franzosen mußten gänzlich weichen. Als sich Kaiser Karl V. 1530 zu Bologna zum Kaiser und König von Italien krönen ließ, da schien das letztere ein-mal eine Wahrheit geworden zu sein. Denn was Karl von Italien nicht selbst inne hatte und unmittelbar beherrschte, das mußte seiner Politik folgen. Aber es war eine Einheit, die für Italien nichts weniger als ersprießliche Fol-gen hatte. Wo die Spanier unmittelbar regier-ten, da herrschten sie so drückend und übermü-thig, daß sie den größten Haß gegen sich erreg-ten, und in dem übrigen Italien sank ihr Ein-

fluß in demselben Maße als die spanische Macht an ihrem Ansehn in Europa überhaupt einbüßte. Mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wurde Italien von neuem der blutige Schauplatz von Kämpfen zwischen Frankreich und Oesterreich. Dem Letzteren fielen italiänische Provinzen zu, die es theils behielt theils wieder abtrat. Zugleich wurden fremde Prinzen auf italiänische Throne gesetzt so daß es nun eine doppelte Art von Fremdherrschaft in Italien gab. Mailand hing von Wien ab, in Neapel regierte ein spanischer Prinz selbstständig, aber der Widerwille gegen die Herrschaft von Ausländern war in beiden Fällen ziemlich gleich stark.

Als nun in Frankreich die Revolution ausgebrochen und eine Republik eingerichtet war, die ihre Heere auch nach Italien sandte, vergaß man dort, daß die Freiheit der Völker nur aus ihrem eigenen Geiste und ihrer eigenen

Kraft erstehen kann. Man glaubte an eine durch französische Siege geschenkte Freiheit; man schwärmte für die durch diese Siege gebrachten republicanischen Formen; man hoffte, daß jetzt auch für Italien die Epoche des neuen großen Völkerglücks beginnen werde. Nur war man darüber getheilter Meinung, ob die einzelnen Staaten sich zu gesonderten Republiken gestalten, oder Eine Republik ganz Italien umfassen solle. Die Franzosen begünstigten natürlich das erstere Streben, da kleine Staaten dem Uebergewicht ihres Einflusses auf Italien nie entgegentreten könnten, während ein republicanischer Gesammtstaat, wenn er sich befestigte, weit eher im Stande sein würde, seine Unabhängigkeit zu behaupten. Aber von dem Vortheil einer fremden Macht abgesehen, waren in den Augen Aller, welche Italien kannten, die Anhänger gesonderter Republiken die Verständigeren und Besonneneren, da sie ein doch immerhin mögliches Ziel zu erreichen suchten,

die Schwärmer für die Einheit dagegen Träumer und Phantasten, welche einem ganz unerreichbaren nachtrachteten.

Wenn auch nun, wirft man vielleicht ein, die Einheit Italiens nur Leben hat im Reich der Ideale, so ist schon mehr als einmal in der Welt aus einem Ideal eine Realität hervorgegangen. Dieser Hoffnung gegenüber will ich schließlich noch an Einen Umstand erinnern. Es gibt Dinge, welche den Uebergang machen und die Brücken bauen vom Idealen zum Realen. Dahin gehören für das einheitliche Völkerleben besonders die Litteratur und die Sprache. Und zwar zeigt die Litteratur ihre reale Wirksamkeit am meisten, wenn sie auch außerhalb ihres eigenen Gebietes auf die Sprache des Umgangs wirkt. Je mehr sich hier eine einheitliche Tendenz zeigt, je mehr wird man auch auf das Erwachen und die Stärkung einheitlicher Bestrebungen in der Nation schließen können. So war es vor nun-

mehr hundert Jahren bei uns in Deutschland. Mit der damals neu erwachenden Poesie verbreitete sich auch der Gebrauch der Sprache, die sie redete, an Orten, denen er sonst fremd war. Der Süden fing an sich nach dem Norden zu bequemen. Es bildete sich allmählich ein vom Gebrauche des Mundartlichen sich entwöhnendes Deutsch, welches nicht nur die Sprache für alle schriftlichen Aufzeichnungen, sondern auch für alle gebildeten Gesellschaftskreise wurde. Man suchte eine Ehre darin, sich in diesem Deutsch geläufig und gewandt ausdrücken zu können. Ganz anders in Italien. Ich kann mich hier auf einen Schriftsteller dieses Landes berufen, der gewiß hinter keiner auch noch so hochfliegenden Freiheitsbestrebung in seiner Nation zurückgeblieben ist. Es ist Ugo Foscolo, der Verfasser der letzten Briefe des Jacob Ortis, des berühmten Romans, der mit Recht der italiänische Werther genannt worden ist. Der Held wird durch un-

glückliche Liebe und patriotischen Schmerz über die Zerrissenheit und Dienstbarkeit seines Vaterlandes zum Selbstmord geführt. Derselbe Verfasser nun sagt in einer später geschriebenen Abhandlung: „Die italiänische Sprache ist eine litterarische; sie ist immer geschrieben und nie gesprochen worden. Die gebildeten Personen in den anderen europäischen Ländern bedienen sich der Nationalsprache und überlassen die Mundarten dem geringeren Volke. In Italien bedient man sich, wenn man in andere Provinzen kommt, einer so gut es gehen will für den Handels- und Reisegebrauch gebildeten allgemeinen Sprache, um sich verständlich zu machen; wer aber in seiner Stadt bleibend sich von ihrer Mundart lossagt, läuft die doppelte Gefahr, vom Volke nicht verstanden zu werden, und von seinen Freunden ausgelacht wie Einer, der mit einem litterarischen Anstrich prunken wolle.“ — Also auch hier die Lust am Besonderen, Abneigung

gegen das mächtigste Organ eines vereinigenden Gedankenlebens, gegen die Gesammtsprache. Muß man da nicht das Verlangen nach einem einheitlichen Italien, wie laut es sich auch in Worten machen mag, für ein unbestimmtes und farbloses Luftgebilde ohne Anknüpfung an die Realität halten?

Will man nun fragen, in wiefern dieses Wohlgefallen am Besonderen und für sich allein Bestehenden aus dem italiänischen Nationalcharakter stamme, und in ihm liege, so kann ich nur antworten: die Fehler in den Charakteren der Völker sind wie die in den einzelnen Menschen Erzeugnisse sowol der Selbstschuld als der Schicksale, die sie auf ihrer Laufbahn erfahren, welche gegenseitig auf einander gewirkt haben.

Man hat kürzlich sogar behauptet, das Einheitsstreben der Italiäner sei nichts als ein Krankheitssymptom, ein Gefühl, daß die gänzliche Auflösung der Nation nahe bevorstehe.

Eine höchst seltsame, gehässige Ansicht, welcher beizustimmen mir nicht entfernt in den Sinn kommt. Nur das habe ich zeigen wollen, daß wenn die Italiäner noch einmal zu einem nicht durch Gewalt auf kurze Zeit gegründeten, sondern durch inneres Zusammenstimmen dauernden Gesammtstaate gelangen sollten, dieses Ziel noch ein außerordentlich fernes ist, und daß sie auf dem Wege dahin größere und mannigfaltigere Schwierigkeiten zu überwinden haben möchten, als irgend ein anderes Volk.

Bonn, Druck von Carl Georgi.